

Mit „Liëch“ wurde sparsam gewirtschaftet

Zehn Brennstellen im Haus

Wenn heutzutage tatsächlich einmal der elektrische Strom ausfällt, dann ist das beinahe gleichbedeutend mit dem Weltuntergang. Nichts, aber auch absolut gar nichts geht mehr, alles streikt, steht still, rührt sich nicht mehr: Waschmaschine, Lüfter, Heizofen, Beleuchtung, Rasierer, Heißwasser, Kaffemaschine, – und tausend weitere Haushaltsgeräte, deren Notwendigkeit und Nützlichkeit wir erst dann richtig erfassen, wenn sie keinen „Saft“ mehr kriegen und streiken. Ohne Saft nämlich funktionieren sie alle nicht mehr. Und wir, die „User,“ stehen fies auf dem Schlauch: Den Western mit John Wayne anschauen, denkste! Die Mattscheibe bleibt dunkel. Der PC holpert sich glücklicherweise noch eine Zeitlang mit dem eingebauten Akku über die wichtigsten Einträge und Speicherungen hinweg. Aber auch nicht mehr ewig, die „Power“ eines Akkus ist begrenzt, und zum Aufladen brauchen wir wieder Strom aus der Steckdose...

Als ich zehn Jahre alt war, zum Kriegsende 1945 und in der Zeit danach, gab es bei uns daheim keins der oben aufgezählten Geräte, die meisten kannte wir nicht einmal vom Namen her. Der elektrische Strom war bei uns ausschließlich für die Beleuchtung da, und daraus resultierte unser Wort „Liëch“ (Licht) für die Elektrizität. Unsere Lampen kamen nicht über 40 Watt Leistung hinaus. Bei uns im Haus gab es insgesamt zehn Brennstellen, und das war für damalige Verhältnisse schon relativ viel. Nur zwei Leuchtkörper waren mit 40 Watt-Birnen bestückt, nämlich die Lampe in der „Stuw“ (Stube, Wohnzimmer), und die im „Huus“ (Küche). Zwei Schlafzimmer und zwei weitere Kammern waren mit je 25 Watt „versorgt,“ in Stall und Keller reichten 15 Watt, ebenso auf dem Flur und in der Außenbeleuchtung über der Haustür im Hof. Übrigens: Die Lampenleistung wurde damals bei uns daheim nicht nach Watt, sondern nach „Kerzen“ bemessen. Unsere „Jött“ erklärte uns das so: Eine fünfzehnerzige elektrische Birne war so hell wie fünfzehn Kerzen.

Ich erinnere mich gut an unsere „Hofflamp“ (Hoflampe, Außenleuchte) über der Haustür, sie besaß einen weißen Emailleschirm und eine über die Birne geschraubte Glasglocke. Die „Birne“ hatte einen etwa 15 Zentimeter langen Kolben und darin ebenso langen Glühfäden, mit einem „Zäpfchen“ an der Spitze. Die stolze Leistung: 15 Watt laut Aufschrift. Soweit ich denken kann, wurde die Birne niemals ausgewechselt, – weil sie kaum gebraucht wurde und nie kaputt gegangen ist. Die Glasglocke war ständig etwa zu einem Drittel mit Wasser gefüllt, irgendetwas muss da undicht gewesen sein, das Wasser verdunstete nur im Sommer nach wochenlanger Hitze, im Winter war es ein Eisklumpen. Die Hoflampe war eigentlich überflüssig und mich wundert es heute, dass meine sparsamen Großeltern sie überhaupt anbringen ließen. Der Schalter war in der Küche an der Wand neben der Haustür.

Schlemmershof wurde irgendwann in den 1920-er Jahren elektrifiziert. Unser „Liëch“ kam von Blankenheim aus über „Geißhausen“ und das „Günzelbachtal,“ die 20 KV-Mittelspannungsleitung endete im Freilufttransformator direkt neben unserem Haus, von dort führten die Niederspannungsleitungen zu den Hausanschlüssen. Der „Transformater“ war mir immer unheimlich, die gesamte Anlage „summte“ gut vernehmbar, und wenn man das schwarze Schalthäuschen im unteren Teil des hölzernen A-Mastes berührte, spürte man ein deutliches Zittern und Vibrieren, dessen Ursache wir uns nicht erklären konnten.

Einmal hat uns der „Transformater“ einen gewaltigen Schrecken eingejagt. Wir saßen abends friedlich beim Lampenschein in der Stuw, da gab es draußen einen mächtigen Knall, wie ein Gewehrschuss. Die Lampe flackerte noch ein paarmal, dann war „et Liëch“ weg. Draußen bot sich uns ein nie erlebtes Schauspiel: Im oberen Teil des A-Mastes stand auf einer

Plattform ein schwarzer Kasten, in den die Freileitungsseile hinein führten. Aus diesem Kasten sprühte unter mächtigen Zischen und Knattern ein Feuerstrom hervor, der in zehn Schritten Entfernung vom Trafo zur Erde fiel. Nach wenigen Minuten war der Spuk zu Ende. Am nächsten Morgen erfuhren wir, was da passiert war. Da nämlich kam Willy Kaefer aus Blankenheim, der für unsere Stromversorgung zuständige Techniker, stieg zum schwarzen, jetzt verbrannten Kasten hinauf, hantierte unten im Schalthaus herum und erklärte uns: „Der Öl-Transformator ist explodiert und ausgebrannt.“ Drei oder vier Tage hatten wir keine Liëch und mussten uns mit der „Stejnollichslüëch“ (Petroleumleuchte/lampe) behelfen.

In den letzten Kriegsmonaten hatten wir keinen Strom mehr, Kraftwerke und besonders die Überland-Versorgungsleitungen waren beschädigt. Als im März 1945 die Amerikaner kamen, veranstalteten die GI's wiederholt stundenlanges Zielschießen auf unsere stromlosen Versorgungsleitungen. In langer Reihe standen sie auf der Straße neben unserem Haus und ballerte aus allen verfügbaren Rohren und mit allen Kalibern auf die schwarzen Drahtseile, die zum Trafo führten. Und wenn tatsächlich mal einer der Drähte zerriss oder eins der braunen „Pöttcher“ (Isolatoren) am dreiarmligen Mast zerplatzte, dann vollführten die Kerle einen Höllenspektakel und heulten wie die Wilden. Besonders gute Schützen waren sie allesamt nicht. Die Straße war lange Zeit mit leeren Patronenhülsen übersät, ein Schrotthändler hat sie später einmal mühselig aufgesammelt: In der Nachkriegszeit wertvolles Messing.

Als die Amis abgezogen waren, lagen die zerschossenen Stromleitungen an der Erde oder hingen stückweise von den Masten herab. Es waren schwarz oxydierte gedrillte Kupferseile, etwa so dick wie damals mein Kinderfinger. Ein paar der Drahtstücke haben wir damals „organisiert,“ – Reparaturmaterial für unseren schadhafte Weidezaun, Stacheldraht oder auch glatten „Zaundraht“ gab es ja nicht. Zwei Jahre später, in Blankenheimerdorf, lag eine dünne Rolle „Liëchdrooht“ (Lichtdraht = Stromleitung) aus dem Lohr bei uns im Hof herum. Ein Metallhändler aus Bonn kaufte sie mir für runde 20 DM ab. Da wurden wir hellhörig und lernten sehr rasch den Wert von NE-Metall kennen.

Ich weiß noch, dass die Firma Kaefer mit ein paar Männern die Stromleitungen repariert hat. Mit dabei war damals mein Vetter Ferdi Müllenmeister aus Blankenheim. Das „Aneinanderstückeln“ der Drähte war eine mühselige und langwierige Arbeit, die einzelnen Seildrähte mussten Stück für Stück einzeln mit dem „Gegenstück“ verdrillt und dauerhaft verbunden werden. Ich bestaunte die Männer, wenn sie mit ihren krummen Steigeisen am Mast hinauf kletterten und die reparierten Drähte an den neuen Isolatoren befestigten.

Zunächst gab es bei uns im Haus keine einzige Steckdose, die erste und für viele Jahre einzige montierte der Elektriker an unsere Stubenwand, nachdem – es mag in 1940 gewesen sein – Vater ein Radio gekauft hatte. Der „EMUD“ (Abkürzung: Ernst Maestling Ulm Donau) war ein etwas „gehobener“ Volksempfänger, mit dem der „Feindsender London“ gut zu empfangen war und dessen Betrieb besonders scharf kontrolliert wurde. Das Gerät benötigte eine 30 Meter lange Freiluft-Hochantenne und einen besonderen Erdanschluss, der per Umschaltung bei Gewitter als Blitzschutzerdung diente. Ein Radio erforderte damals einen enormen Aufwand. Die Stromversorgung erfolgte über eine, in die Lampenfassung passende „Schraubsteckdose, ein lebensgefährliches Ding, das später aus dem Verkehr gezogen wurde. Am unteren Ende wurde die Birne wieder eingeschraubt, für den Radiobetrieb musste die Lampe eingeschaltet sein. Um nicht „onnüedich Liëch“ (unnötig Strom) zu verbrauchen, wurde beim Radiobetrieb tagsüber die Birne gelockert.

Onnüedich Liëch, das war für unsere Jött geradezu ein Rotes Tuch. Wenn sie eins von uns Kindern beim Hantieren am Lichtschalter erwischte, setzte es nicht selten ganz empfindliche „Uhrwatsche“ (Ohrfeigen). „Et Liëch“ kostete Geld, und Geld war bei uns Mangelware.

Irgendwann einmal gab es bei uns einen elektrischen Papieranzünder, übrigens auch ein gefährliches Instrument, da die Glühspirale unter Umständen von außen berührbar war. Das Gerät wurde nach kurzem Gebrauch aus dem Verkehr gezogen, obwohl Streichhölzer Mangelware und Feueranzünden umständlich war. Nicht wegen seiner „Gefährlichkeit,“ sondern weil es „onnüedich Liëch“ verbrauchte. Dasselbe galt für ein elektrisches Bügeleisen, das „Tant Marie“ aus Köln mitgebracht hatte. Jött hatte beobachtet, wie beim Betrieb des Gerätes der Zähler „sauste,“ das Bügeleisen wurde ab da nicht mehr benutzt, Omas uraltes Bügelgerät kam wieder zum Einsatz, dessen kiloschwerer Eisenbolzen im Herdfeuer erhitzt wurde.

Übrigens waren die Lichtschalter damals üblicherweise etwa in Kopfhöhe der Erwachsenen angebracht, wir Pänz mussten schon auf ein „Bänkelche“ (Fußbänkchen) steigen. „Jank mir net aan dat Schalter“ (wörtlich: Geh mir nicht an das Schalter) hat mich Jött hundertmal ermahnt. Für sie war der Schalter geschlechtslos: „dat“ (das) Schalter. Die Lichtschalter bei uns im Haus waren sämtlich aus weißem Porzellan und ließen sich stufenlos und ohne Arretierung drehen. Der Schalter an der Kellertreppe elektrisierte stets ein wenig, vermutlich wegen der feuchten Wand. Die Erwachsenen spürten das leichte Kribbeln nicht, ich dagegen ließ meine empfindlichen Kinderfinger lieber davon. Ein solcher Zustand ist heute ausgeschlossen.

Schutzleiter im Hausnetz und die heute unverzichtbare Fehlerstrom-Schutzschaltung gab es damals noch nicht, die dick mit Isolierstoff umspinnenen Drähte waren in entsprechenden Rohren „aufputz“ verlegt. Das war unansehnlich hatte aber auch einen Vorteil: Man konnte nicht versehentlich einen Nagel in die Leitung schlagen. Einmal war Vater krank und musste ein paar Tage das Bett hüten. Wir bauten die gesamte Radioanlage aus der Stuw ins Schlafzimmer um und schlossen das Gerät an die Waschtischlampe an. Deren Schalter war an der Wand neben dem Bett, ohne aufstehen zu müssen, konnte der Patient vom Bett aus das Radio ein- und ausschalten, auf dem ein starker Sender eingestellt war.

Wie gesagt: Et Liëch war beim Kleinen Mann in erster Linie für die Beleuchtung da, bei etwas besser „betuchten“ Leuten wurde auch ein Motor angeschafft, fürs Brandholzschneiden, für die Dreschmaschine oder für die „Maarpomp“ (Jauchepumpe). Das war schon von außen erkennbar: Zu diesen Häusern führten vier Freileitungsdrähte, weil die Motoren ja „Kraftstrom“ benötigten, während in allen anderen Fällen zwei Drähte genügten. Ich kann mich noch an die stabilen Motorenanlagen erinnern, sie besaßen sämtlich einen regelbaren Öllasser und ein Amperemeter für die Stromstärkenanzeige.

Bei uns in Schlemmershof gab es nur an Kaue einen Elektromotor, die vier Drähte führten vom Transformator aus über einen Holzmast in unserem „Bongert“ hinter dem Haus bis zu Kaue, vom Mast führten zwei Drähte zum Dachständer oberhalb des „Jangfensters“ (Flurfenster) an unserem Haus und mündeten drinnen im verplombten Anschlusskasten der beiden „Panzersicherungen.“ Der Stromzähler mit zwei weiteren Sicherungen hing ein paar Meter entfernt über dem „Fliegenschrank“ auf dem Flur und war nur schwer zu erreichen. Wir hätten auch gar nicht an ihn heran gedurft: Eine etwa durchgebrannte Sicherung durfte nur der zuständige Elektriker ersetzen, das Schraubgehäuse war ja verplombt. Ich weiß es nicht mehr sicher, meine aber, dass die Kotrollplättchen der Zäblersicherungen grau waren, was für 16 Ampere stand, die Panzersicherungen waren in meiner Erinnerung gelb, was heute 25 Ampere Belastbarkeit bedeutet.

Die frühere Hausinstallation, und auch die in den ersten Nachkriegsjahren, unterschied sich gewaltig gegenüber heutiger Technik. So waren beispielsweise beim Kraftstromanschluss zwei separate Zähler erforderlich, einer für den Dreiphasen-Drehstrom, der zweite für den Einphasen-Wechselstrom. Damals wurde auch noch der Neutralleiter (der „Null“) über eine Sicherung und durch den Zähler geführt, was zu einer gewissen „Instabilität“ im Meßergebnis hätte führen können und bald nach dem Krieg ausgeräumt wurde.